

Erbärmliche kleine Leute

Hans Dieter Baroths Vorurteilsmontage über das Ruhrgebiet / Von Janne und Roland Günter

In seinem zweiten Buch „Streuselkuchen in Ickern“ setzt sich Hans Dieter Baroth erneut mit seiner Herkunft aus einer Bergarbeiterfamilie im Ruhrgebiet auseinander. Es wird wiederum eine Abrechnung — weniger offen und direkt, nun cool und distanziert, aber letztlich nicht minder entschieden.

Baroth beschreibt Lebensvorgänge, Gewohnheiten, Dinge, Räume, Menschen. Kapitelweise entwirft er die Bilder seines Großvaters, seiner Tante Wally (einer Schwester seiner Mutter) und deren acht Kindern.

Seinen Großvater, der 1896 ins Ruhrgebiet kam, hat er nicht persönlich gekannt. Aber das vergißt man schnell, denn Baroth zeichnet ein so detailliertes Bild von ihm, daß man erstaunt ist über die Fülle der Einzelheiten. Zum Beispiel weiß er: „Kinder empfand er als Unglück. Er hatte sie sich nicht gewünscht, sie waren gewissermaßen die lebenslange Strafe für die wenige Lust seines Lebens.“

Eine zugespitzte Formel für ein ganzes Leben. Eine Reduktion, auf

die ein Literat kommt, aber kein Arbeiter im Ruhrgebiet — weil der anders erfährt, verarbeitet, denkt, urteilt. Eine faszinierend formulierte Verallgemeinerung — aber real?

Baroths Stil erweckt zunächst das Vertrauen darin, daß der Autor dokumentarisch arbeitet: präzise Details, Authentizität, geradezu archivische Registrierung — vieles daran verblüffend, treffsicher, sozialgeschichtlich und sozialwissenschaftlich auswertbar (z. B. Beschreibungen von Wohnungen und Eßgewohnheiten).

Dieser Stil kann den mit den Verhältnissen im Ruhrgebiet nicht vertrauten Leser darüber hinwegtäuschen, daß es sich um eine sehr subjektive Darstellung handelt — um die eng selektierende und zudem eingeschwärzte Brille des Aussteigers, der in coolem Zorn auf seine verlassene Unter-Welt zurückblickt.

Baroth kann durchaus darauf vertrauen, ein breites Lesepublikum zu gewinnen — denn er scheint minutiös, mit literarischer

Empirie die Beweise für die Vorurteile in den Mittelschichten über Arbeiter, vor allem über Arbeiter im Ruhrgebiet, liefern zu können. Und dies auch noch mit dem Gütesiegel eigener Abstammung.

Baroth reduziert die proletarische Welt des Ruhrgebietes auf zwei Typen von Arbeitern: die einen wollen aussteigen — als Berufsboxer, Schauspieler, Boutiquenbesitzer, in kleinbürgerliche Existenzen; die anderen sind auf andere Weise primitiv: sie schmoren selbstgenügsam im eigenen Saft. Und sonst gibts nichts? Hat's nichts gegeben?

Alle zeichnen sich durch primitive Emotionalität aus. Beim Tode eines Verwandten spüren sie so gut wie keine Trauer. Sie genießen den Schnaps nach der Beerdigung und singen „Oh, du schöner Westwald“. Die uralte subtile Dialektik des Leichenschmauses hat Baroth nicht interessiert.

Sexualleben ist roh, öde, brutal. Die Männer denken nur an sich. Es gibt keine Zärtlichkeit. Schwangerschaften werden generell als großes Unglück angesehen — nicht etwa erst beim 6. Kind, sondern meist schon beim ersten, spätestens aber beim zweiten.

Maßstäbe, an denen sich Romanfiguren oder der Leser orientieren könnten, erscheinen überhaupt nicht. Motto: Wie man's macht, ist es falsch.

A 1980 Baroth

Diese Art von Destruktion hat eine lange literarische Tradition. Bürgerlicher Nihilismus, der sich als besserwisserisch genießt — die „Spiegel-Masche“ in der Literatur: Wenn schon alles Scheiße ist, bin ich wenigstens der kluge Durchschauer.

Das Spektrum, das Baroth ausbreitet, ist so reduziert, daß seine Grundhypothese sich in der Beschreibung des Lebensweges jeder Person von neuem bestätigt: die erbärmliche Kindheit im Ruhrgebiet, die von Armut, Elend, Brutalität, gegenseitiger Quälerei unter den Geschwistern, Sich-aus-tricksen und Egoismus gekennzeichnet ist.

Der Schreiber ist jemand, der sich mit abgrundtiefem Haß von seiner Vergangenheit trennt.

Baroth schreibt sich seine Unlust, seinen Ärger, seine Verachtung der Leute von der Seele. Er tut es geschickter als in seinem ersten Buch. Die Wertungen laufen indirekter.

Schon nach seinem ersten Roman verteidigten ihn seine Fans: Literatur darf, ja muß subjektiv sein. — Wie bitte?

Baroths Anspruch: Eine Familiengeschichte exemplarisch als „ein Stück Klassengeschichte“ darzustellen — so steht's im Klappentext des Buches, der vom Autor zumindest autorisiert sein müßte. Hinzu kommt der dokumentarische

Anspruch seiner Darstellungsweise.

Aber: Wenn wir diese von Baroth selbstgewählten Ansprüche ernst nehmen und prüfen, wenn wir seine realistisch gemeinte Ästhetik der Realitätskontrolle unterwerfen — wird die Verteidigung der „Subjektivität“ als sophistisches Ausweichmanöver von Literaturkritikern sichtbar — als eine Theaterwolke: ätsch! Der Künstler kann machen, was er will!

Darf er es auf Kosten der Millionen Menschen mit ihren gegenwärtigen und historischen Existenzen im Ruhrgebiet? — als „Klassengeschichte“?

Es mag einer subjektiv montieren, wie er will und für wen auch immer — doch mit dem selbstgewählten Anspruch, Arbeiter im Ruhrgebiet zu beschreiben („typische Gestalt“, „exemplarische proletarische Frauenfigur“ — so der Klappentext), muß er sich der Realitätsprüfung stellen.

Freiheit hin — Freiheit her, wenn einer sich ausdrücklich auf Menschen bezieht, hat er ihnen gegenüber Verpflichtungen: gerade aufgrund ihrer spezifischen Klassengeschichte, ihrer spezifischen Unterdrückung in 150 Jahren — einbegriffen literarische Diffamierungen, Übersehen und Vergessen.

Fortsetzung nächste Seite

1980

Erbärmliche kleine Leute

Fortsetzung von Seite 13

Diese Menschen haben den Anspruch darauf, endlich in ihrer Komplexität beschrieben zu werden.

Einem Literaten soziales Verhalten abzuverlangen, heißt konkret: ihm Angemessenheit abzufordern.

Baroth arbeitet so gut wie nirgendwo die Ambivalenzen menschlicher Verhaltensweisen heraus. Nur der negative Teil, den man gewiß auch findet, wird geschildert, der andere weggelassen: Und da wird die Geschichte einfach falsch, subtil manipuliert, gegen die Menschen geschrieben. Montage.

Mit der „boshaften“ Beschreibung der Personen gießt Baroth Wasser auf die Mühlen aller bürgerlichen Vorurteile. Seine Beschreibung liest sich wie die Gelsenkirchener Zeitung um 1880, wo Proletarier nur erwähnt werden, wenn es sich um Schlechtigkeiten handelt.

Man kann einwenden: Ja, aber Baroth hat das nun mal so erlebt. Er stammt aus diesem Milieu. Es sind seine Verwandten, deren Leben er beschreibt. Er muß es wissen. Aber das Schaueremalde ist so durchlaufend schwarz, daß man schon an den Einzelfällen Zweifel bekommt — zumindest wenn man Literatur nicht als Freibrief für jede Form von Erfindung hält.

Schwindeln denn unsere eigenen Nachbarn in der Arbeitersiedlung Eisenheim (und nicht nur sie) seit Jahren, wenn sie uns erzählen, daß die Zeitläufe zwar ungeheuer hart waren, daß sie — die Arbeiter — es jedoch durchaus verstanden, dieser Welt eine Menge abzugewinnen: Menschlichkeit, gegenseitige Hilfe, Zuwendung, Gespräche, Spaß, Feiern und vieles mehr?

Schwindelt Paul Herold in Mülheim-Heissen? Schwindelt Paul Adress in Duisburg-Rheinhausen? Schwindelt Stefan Lichtrauter in Duisburg-Homburg? Schwindelt Walter Brenk in Gelsenkirchen-Ückendorf? Grete Damborg in Dortmund-Asseln? Schwindeln die Malocher im Hof der stillgelegten Zeche Hansemann in Dortmund-Mengede? Sind wir hoffnungslose Romantiker, wenn wir diesen Leuten Positives abgewinnen können?

Nicht problematisiert wird die Frage, ob der Aufstieg ins Kleinbürgertum wirklich ein Aufstieg ist.

Es scheint Baroth immer nur um ein Entkommen zu gehen — nie um Entwicklung innerhalb der eigenen Schicht.

Spätestens hier wird offenkundig, daß Baroth über Arbeiter nur die Vorstellung von Underdogs hat — aber keine Vorstellung einer Klasse, die sich in einem historischen Prozeß als ganze nach vorn bewegt, nach vorn bewegen kann.

Baroths Darstellung ist eben keine Klassengeschichte, sondern sie steht in der literarischen Tradition bürgerlicher Ausschachtung der Armut als Elend: Gott sei Dank, daß ich nicht so...

Nachdenken ist endlich nötig über das linke Vorurteil, daß in der proletarischen Existenz nichts als Wert zu finden ist, daß nichts als Wert für entwicklungsfähig zu halten sei, daß dies proletarische Leben als Ganzes aufzuheben, wegzuwünschen wäre — mit dem völlig vagen Zielhorizont der abstrakten Arbeiter eines zukünftigen Sozialismus (wenn es dort überhaupt noch Arbeiter gäbe).

Hat sich nicht auch das wilhelminische Bürgertum den „Pöbel“

weggewünscht von dieser Erde? — ohne ihn freilich als „Arbeitskraft“ entbehren zu können und zu wollen.

Stricken hier Linke nicht dieselbe Masche in anderer Farbe? Vielleicht aus Enttäuschung, daß der Arbeiter nicht das ist, was sie ihm politisch abverlangten — aber gewiß auch aus derselben verständnislosen Distanz wie das zitierte Bürgertum.

Baroth beschreibt: Andere arbeiten lassen, sich vorstellen, um auf Umwegen zum Ziel zu kommen, alle Vorgänge des Lebens in Geld umrechnen. Aber das sind am wenigsten proletarische Eigenschaften. Baroth unterschiebt Arbeitern im Grunde die schlechten Eigenschaften der Bürger. Er projiziert aus seiner Aufstiegswelt zurück.

Im ersten Teil des vorletzten Kapitels schreibt Baroth brillant über einen Beamten im Computerarchiv der Polizei: „Mich ärgert die Art, wie er hier als arroganter Pinkel sitzt und Gericht über die Menschen hält, deren Lebensdaten er speichern läßt.“

Wer will bestreiten, daß ein Polizeibericht nicht empirisch ist? Aber er hat eben eine außerordentlich eingeschränkte Komplexität. Kein „gesellschaftlicher Kausalkomplex“ (Brecht), keine Ambivalenz, keine komplexe Dimensionierung, keine Menschlichkeit.

Arbeiter als Futter zur „Abarbeitung“ des einsamen bürgerlichen Individuums? Auch das hat eine lange literarische Tradition — auf der Rechten wie auf der bürgerlichen Linken.

Wer Baroths Buch ernst nimmt, kann Arbeiter eigentlich vergessen. Das wilhelminische Bürgertum — man lese um 1900 nach — hätte diese literarische Vorurteilsmontage bejubelt.

Hans Dieter Baroth: „Streuselkuchen in Ickern“. Roman. Kiepenheuer & Witsch, Köln 1980, 382 Seiten, 36,— DM.